

weisen Islamisierung bewahren, die in dieser Zeit bei anderen Balkanvölkern (Albanern, Bosniern etc.) fortgesetzt wurde. Wie läßt sich im übrigen ein solches negatives Urteil rechtfertigen, wenn P. kurz darauf (339 ff.) zugeben muß, daß die im Gefolge der Phanarioten in Moldau und Walachai tätigen griechischen Bischöfe (wie bereits im 17. Jh.; vgl. 313 ff.) sich für den Druck von liturgischen Büchern und von Übersetzungen patristischer Texte ins Rumänische, für die Gründung von Schulen und selbst für das materielle Wohl der ihnen anvertrauten Menschen eingesetzt haben? Ist darüber hinaus das Ausmaß der mannigfachen Hilfe des rumänischen Volkes an die anderen orthodoxen Kirchen ohne die Phanarioten denkbar? Eine umfassende und objektive Erforschung und Beurteilung der Rolle und des Werkes der Phanarioten steht m.E. noch aus.

(2) Es geht um den Einfluß der Habsburger in Transsylvanien nach der Niederlage der Türken vor den Toren Wiens und besonders nach dem Frieden von Karlowitz (26. Januar 1699). Diesem Einfluß verdankt der römisch-katholische Proselytismus unter der Führung der Jesuiten einige Erfolge, nämlich die Entstehung einer mit Rom unierten Kirche, die sich bis in unsere Zeit auf die orthodox-katholischen Beziehungen negativ auswirkt. Der Vf. hebt einerseits mit Recht hervor, daß die „Unionssynode“ vom Februar 1697 in Alba Julia frei erfunden ist und „daß die von den Jesuiten hierfür angeführten Urkunden alle gefälscht worden waren“ (359); andererseits schildert er überzeugend „den Kampf für die Verteidigung der Orthodoxie“ in dieser Zeit (373 ff.).

Schließlich noch einige kritische Anmerkungen: Die Bezeichnung des christlichen Gebetshauses im lateinischen als „basilica“, aus dem der rumänische Terminus „biserică“ für Kirche abgeleitet wird, ist nicht dem Ausdruck „βασιλική οἰκία“ (23–24), sondern dem der „βασιλική στοά“ (Königshalle) entnommen und hat sich in Anlehnung an die profanen Basiliken durchgesetzt. Die Bezeichnung „Nachbarstaaten“ der Rumänen für „Adrianopel (1362), Achaia, Mazedonien“ (126) trifft nicht zu. Denn die Städte Adrianopel und Thessaloniki, die Hauptstadt Makedoniens, mit ihren umliegenden Gebieten gehörten zum Byzantinischen Staat, während das Gebiet Achaia angiovinisch und das restliche Makedonien serbisch waren, als sie unter türkische Herrschaft fielen. Außerdem sind einige verwendete Begriffe griechischen Ur-

sprungs. Durch ihre Übernahme bzw. Übersetzung ins Rumänische und von da aus ins Deutsche sind sie gelegentlich schwer wiederzuerkennen.

Unabhängig von solchen und weiteren möglichen kritischen Bemerkungen muß aber festgehalten werden, daß die Herausgabe dieses Bandes (neben der Dogmatik von D. Staniloae) einen sehr guten Einblick in die zeitgenössische theologische Literatur der orthodoxen Kirche Rumäniens ermöglicht. Dem Autor, den Übersetzern und den Herausgebern gebühren Dank und Anerkennung. Es bleibt zu wünschen, daß auch andere Werke über die Geschichte einzelner orthodoxer Kirchen in einer westeuropäischen Sprache erscheinen und dadurch das gegenseitige Kennenlernen und die ökumenische Annäherung gefördert werden.

München

Theodor Nikolaou

Friedrich Heyer: *Die Heiligen der Äthiopischen Erde* (= Oikonomia, Bd. 37), Erlangen (Lehrstuhl für Geschichte und Theologie des christlichen Ostens) 1998, 240 S., 7 Bildtafeln, kart., ISBN 3-923119-36-4.

Friedrich Heyer, der auf ein reiches Lebenswerk zur Erforschung der Geschichte und Gegenwart der Kirchen des Ostens zurückblicken kann, ist unter seinen Arbeiten und auf vielen Besuchen am Ort auch tief in Geist und Frömmigkeit der orientalischen Christenheit eingedrungen. In diesem Sinne öffnet der vorliegende Band den Blick in die Spiritualität der Äthiopischen Orthodoxen Kirche, die in ihrer Liturgie wie im Alltag ihrer Gläubigen in einer so intensiven Weise mit den Heiligen lebt, daß man diesen Zug geradezu als ein Proprium orthodox-äthiopischer Kirchlichkeit ansehen kann. Hier auf macht Heyer mit Beispielen zu Einzelnen in seiner Einführung (9–22) aufmerksam, nennt hier ferner die verschiedenen literarischen Gattungen der äthiopischen Hagiologie und erwähnt insbesondere die Bedeutung der Heiligenverehrung für den *Tabot*, der die zur Eucharistiefeier notwendige Weihe trägt.

Aus der großen Schar der Heiligen, die das orthodoxe Äthiopien zum guten Teil mit der übrigen Christenheit gemeinsam hat, wählt Heyer (wie schon der Titel des Buches anzeigt) diejenigen aus, die auf „äthiopischer Erde“ selbst gewirkt haben; denn sie sind es, in denen sich für die Volksfrömmigkeit die Erfahrungen der ei-

genen Kirchengeschichte spiegeln: im afrikanischen Milieu ihrer Viten, die in ihrer legendenhaften Ausschmückung zugleich dem Vorbild biblischer Wundererzählungen folgen. Heyer rechnet mit rund zweihundert autochthonen Heiligen dieser Art und berücksichtigt in seiner Sammlung dann etwa ein Drittel von ihnen, die er in drei unterschiedlich umfangreichen Gruppen präsentiert: „Die Heiligen im Königreich von Aksum“ (23–42), „Die Heiligen der Zeit der Zague-Herrscher“ (43–50) und „Die Heiligen unter der erneuerten Salomonidenherrschaft (1270 – Mitte des 17. Jh.)“ (51–209).

Getreu seiner Absicht, diese hagiographische Tradition der Äthiopier nicht (wie bislang üblich) mit philologischem oder historischem Interesse zu betrachten, sondern sie unter dem genannten theologisch-frömmigkeitsgeschichtlichen Aspekt zu würdigen, folgt Heyer seinen Vorlagen bewußt nicht in wörtlicher, sondern (wo es dem Verständnis des Lesers dient) paraphrasierender Übersetzung, die auch Längen in den Viten überspringt. Zu ihrer Illustrierung dienen Abbildungen im Text wie Bildtafeln im Anhang; und ein ausführliches Literatur-Verzeichnis (dazu einleitend: „Anfängliche Erforscher der Heiligenleben und ihr literarisches Werk“, 232–234) sagt das Nötige über Forschungsgeschichte und Textüberlieferung.

Die Bedeutung dieser hier so aufbereiteten hagiographischen Sammlung liegt darin, daß sie tief in das Selbstverständnis der orthodoxen äthiopischen Christenheit einführt – unter Anleitung dessen, der sich diesem Selbstverständnis einzu-fügen versteht und den Versuch wagen kann, die von ihm aufgenommene Tradition in ihrem Geiste fortzuschreiben. Denn das ein Dutzend Namen enthaltende letzte Kapitel des Buches („Heilige und gelehrte Männer der letztvergangenen drei Jahrhunderte, in denen keine Kanonisierung geschah“, 209–231), das am Schluß auch den umstrittenen Patriarchen der Diktatur, Täklä Haymanot (gest. 1988), vorsichtig nennt, wendet sich nicht nur an den abendländischen Leser, sondern auch an die Äthiopier selbst. Ihr Patriarchalvikar für Deutschland läßt in seinem Vorwort erkennen, daß Heyer mit dieser Veröffentlichung den richtigen Ton getroffen hat.

Marburg

Wolfgang Hage

*Horst Fuhrmann: Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II.*, München (C. H. Beck) 1998, 305 S. mit 191 Abb., Ln., ISBN 3-406-43695-1.

„Papstgeschichten gibt es ohne Zahl: populäre, fromme, aggressive, pornographische, ausführliche...“, so beginnt Fuhrmann das letzte Kapitel seiner Papstgeschichte (239). Unter welche Kategorie sollen wir die seine einordnen? Ich fürchte, sie paßt unter keine, schon gar nicht unter die ausführlichen. Auf knapp 300 Seiten, von denen ein beträchtlicher Teil aus sorgfältig kommentierten Abbildungen besteht, unternimmt es der Autor einen Abriß der gesamten Papstgeschichte zu geben. Eine erste Fassung des Buches ist bereits 1980 unter dem Titel „Von Petrus zu Johannes Paul II. – Das Papsttum: Gestalt und Gestalten“ erschienen; für die Neuausgabe hat Fuhrmann es erheblich überarbeitet. Im ersten Teil wird die Institution Papsttum erörtert, im zweiten folgt ein Durchgang durch zwei Jahrtausende Papstgeschichte. Daß hier eine pointierte Auswahl getroffen worden ist, manches auch anders gedeutet werden könnte, verzeiht man einem Autor gerne, der sich Voltaires Erkenntnis zu eigen gemacht hat: „Das Geheimnis zu langweilen besteht darin, alles zu sagen“ (12).

Dem merkwürdigen Phänomen, daß das Papsttum gerade protestantisch-deutsche Historiker in besonderem Maße fasziniert hat, geht Fuhrmann im dritten Hauptteil nach. Er skizziert hier die Geschichte der Geschichtsschreibung über das Papsttum, wo die großen Darstellungen – seit Leopold von Ranke – offenbar ein deutsches Monopol sind. Der interessierte Leser, dessen Appetit „geweckt, nicht gesättigt“ werden soll (12), kann hier sicher leichter seine Auswahl treffen als aus einer trockenen Literaturliste.

Auch hier stellt sich die Frage, wo der Autor selbst in der Geschichte der Papstgeschichtsschreibung einzuordnen ist. Es wäre vermessen, sie beantworten zu wollen, gleichwohl ist auffällig, daß Fuhrmann von seinen Vorgängern keinen so oft zitiert wie Johannes Haller, und zwar fast immer, um ihn zu kritisieren. Offenbar bewegt sich die Papstgeschichte – beginnend mit dem alten Streit zwischen den Magdeburger Zenturiatoren und Caesar Baronius (242 ff.) – in dialektischen Sprüngen von These und Antithese fort.

Augsburg

Stefan Weiß